schichtliche Note. Das Predigergäßchen erinnert an das Predigerkloster (alte Kaserne), die Augustinergasse an das Augustinerkloster, die Badmauergasse an die innere Stadtmauer, der Tuniergraben an die Reitübungen und Ritterspiele, die auf dem Freigelände neben dem dortigen Stadtgrabenstück in alter Zeit stattfanden, und die Ackergasse an „den Acker", wohl ein größeres Gemüseland. Ausreichendes Land zum Gemüsebau innerhalb der Ringmauern zu besitzen, war für die Reichsstädte wichtig wegen der Ernährung bei einer Belagerung der Stadt. Wer Stilkunde treiben will, kann in der Bocksgasse in Architektur und Bildnerei Beispiele zu einer ganzen Reihe von Stilarten finden.

Wir schließen unsern Gang im

Stadtgarten.

Der Meister, der das hübsche Geigerbrünnele schuf, Professor Wilh. Widemann, hat nun schon 20 Jahre das Zeitliche gesegnet († 4. Sept. 1915). Eine politische Aeußerung des großen Künstlers ging uns schon manchmal durch den Kopf. Als er für den Haager Friedenspalast mehrere Reliefs geschaffen hatte, schrieb er ahnungsvoll an einen Freund: „Jetzt mache ich noch den mir in Auftrag gegebenen Schlüssel, und wenn dann alles fertig ist (am Friedenspalast), dann geht der Teufel los." Sein letztes großes Werk, die Kreuzigungsgruppe, dachte er sich als Kriegerdenkmal, was er sinnvoll begründete. Das Original-Modell dieser Schöpfung befindet sich in unserer Stadt. (Näheres über diesen Künstler im Heimatbuch „Gmünd in Wort und Bild" von Stütz).

In der Nähe ertönt der Pfiff einer Lokomotive. Da fällt uns ein, daß gerade vor 100 Jahren, 1835, in Deutschland die erste Eisenbahn erstellt wurde, nämlich zwischen Nürnberg und Fürth. In Württemberg fuhr der erste Eisenbahnzug vor 90 Jahren, nämlich zwischen Cannstatt und Untertürkheim. Die Bahnen unserer Heimatgegend wurden wie folgt eröffnet: Remsbahn 1861, Staufenbahn 1912, Unterböbingen—Heubach 1920. G. St.

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Von Albert Deibele, Rottweil

Die Gmünder und die Wirtschaften

Von jeher ist der Gmünder gern bei einem Glas guten Bieres gesessen und hat sich im frohen Kreis von der Arbeit des Tages erholt. Die sprichwörtliche Gmünder Gemütlichkeit verdankt zum großen Teil ihren guten Ruf der zwanglosen Geselligkeit im Gasthaus. Wenn heute das alte gemütliche Zusammensitzen am Stammtisch nicht mehr so stark zu beobachten ist, so rührt dies nur von der allzu leichten rechten hinteren Hosentasche her. Das Leben in der Wirtschaft hat in Gmünd seine eigene Note. Da sitzen sie beisammen, die Gmünder Bürger, eng gedrängt, möglichst an einem Tisch. Wirtschaften mit großen, weiten Räumen sind nicht beliebt. Beliebt ist auch nicht prunkvolle Ausstattung der Lokale. Der Gast hat die ihm nicht abzustreitende Meinung, daß aller Prunk auf seine Kosten geht. Fabrikant und Arbeiter, Beamter und Handwerker sind in fröhlicher Unterhaltung vereint. Mit einem guten Witz, einer lustigen Schnurre, einer kleinen Anekdote wird über die Schwierigkeiten der Politik und die Sorgen des Wirtschaftslebens hinweggegangen. Erinnerungen aus der „goldenen Zeit" der Gmünder Industrie,

Erzählungen aus der Jugend, aus der Militär- und Kriegszeit sind beliebte Unterhaltungsstoffe. Der Gmünder vermeidet erregte politische Gespräche. Er ist duldsam im weitesten Sinn, nie ein Fanatiker. Er läßt andere leben, wenn man ihn leben läßt. Darum ist sein Witz auch nie verletzend. Während des Gesprächs muß die Pfeife oder die Zigarre rauchen. Die Zigarette erobert sich erst langsam durch das junge Geschlecht den Platz am Wirtstisch. Nicht selten zieht einer eine Wurst oder einen Rettich aus der Tasche und beginnt zu vespern. In der Sommerschwüle werden die Röcke ausgezogen.

Ist das Gespräch allmählich verebbt, so wandern die Augen unruhig von Tisch zu Tisch. Ohne viel Worte haben sich bald vier zusammengefunden, die das Gmünder Nationalspiel, den Wallach, dreschen wollen. Die unvermeidlichen Kibitze sind auch bald zur Stelle, und wenn auch jeder von ihnen versichert, schweigen zu können wie das Grab, so darf man dies doch nicht immer als ganz gewiß hinnehmen. Aber der Gmünder ist auch hier duldsam. Er läßt den Kibitz reden, wenn es nicht gar zu toll ist, und erst am Ende des Spiels bringt er seinen Unmut den Spielkameraden gegenüber zum Ausdruck. Sitzt irgendwo ein alter oder uralter Naze in einer Ecke, so wird er nicht selten als Schiedsrichter angerufen; denn so einfach das Wallachspiel aussieht, so hat es doch seine Tücken. Die Entscheidung des alten Nazareners wird meist viel williger und widerspruchsloser aufgenommen, als etwa ein Schiedsspruch auf einem Sportplatz. Schaut man nach der Zusammensetzung der Wallachbrüder, so findet man alle Stände vertreten: Fabrikanten, Arbeiter, Lehrer, kleine Angestellte, biedere Handwerksleute, die noch die Arbeitsschürze umgebunden haben, Kaufleute, Postler und Eisenbahner. Man muß es dem Gmünder lassen: er ist stets hochanständig und keiner, es mag sein, wer es will, wird es an dem nötigen Taktgefühl fehlen lassen. Es sind alte Reichsstadttraditionen, die hier lebendig werden. Sicherlich ist es auch das edle Gmünder Handwerk, das wesentlich zu dem vornehmen Ton beiträgt, der uns in den Gmünder Wirtschaften auffällt. Ist dann die 1. oder 2. „Bulle" eingeschoben worden, so beginnt die Fortsetzung des gemütlichen Teils. Nun wacht der Gmünder vollends auf. Sind einige Sangesbrüder beisammen, so wird vierstimmig gesungen zur Freude aller Einheimischen und Fremden. Sonst aber wird in harmlosen, heiteren Gesprächen fortgefahren. Schließlich verschwindet einer um den andern, nicht ohne daß er jedem Gast, der am Tisch sitzt, kameradschaftlich die Hand drückt.

Unsere Gmünder Wirte haben sich gut den Eigenschaften ihrer Besucher angepaßt. Es schadet gar nichts, wenn der Wirt ein etwas grober Klotz ist. Er und seine Frau dürfen frei und keck mit den Gästen reden, müssen aber umgekehrt auch manches einstecken können. Die Bedienung wird von hoch und nieder nicht von oben herab, sondern stets familiär behandelt. Es erregt stets große Heiterkeit, wenn die Kellnerin den Gästen ordentlich hinausgibt.

Wenn es hin und wieder anders zugeht in den Wirtschaften, so sind meist Leute beieinander, die ihren Taufschein nicht in Gmünd erhalten haben. Der Gmünder ist Kavalier. Er hält etwas auf sich und weiß auch, daß er etwas kann. Darauf ist er mit Recht stolz. Die Gold- und Silberindustrie hat den Arbeiter noch nicht so zur Maschine gestempelt wie in anderen Berufen. Dem lebenslustigen Völkchen wäre es zu gönnen, wenn ihm endlich die größten Wirtschaftssorgen abgenommen werden könnten.

Von den Gmünder Wirten

(Nach Widmann-Voale von Deibele)

a) Der Schattenwirt

Der alte „Schatten“ war im Radgäßchen hinter dem Gebäude der Firma Hegele. Der große Kellereingang, die Treppen und die Fenster zeugen noch von der einstigen Wirtschaft. Auf ihr waltete und schaltete vor 60–70 Jahren ein Wirt namens Bieser. Es war eine kernige, biedere Natur, immer zu Späßen aufgelegt. Saß er mit den Seinigen beim Mittagessen, so konnte er mit tiefem Ernste sagen: „Da, eßt von dem Kopfsalat die schönen, grünen Blätter! Greift wacker zu und geniert euch nicht! Ich bin mit den wüsten gelben zufrieden.“ Nach diesen „selbstlosen“ Worten handelte er auch. Abends hatte er wohl ein nettes Häufchen Gäste um den runden Tisch versammelt; mittags aber war es doch gar zu schattig im Radgäßchen. Da war die Wirtsstube leer wie ein Geldbeutel am Aschermittwoch. Das wußten die Lehrbuben, und ein solches Lokal war gerade nach ihrem Geschmack. Sie wollten doch auch die Wirtschaft besuchen, obwohl oder gerade weil es ihnen verboten war. Wozu hatten sie denn 50 Pfennig Taschengeld bekommen? So schlich sich denn am Sonntag mittag heimlich und leise mancher Lehrbube in den „Schatten“. Dort fühlte er sich als großer Herr und zukünftiger Meister. Es war ja niemand da, der ihm den Rang streitig machen konnte. Ging es aber auf den Abend zu, so verschwanden die „Stifte“, einer um den andern. Sie hüteten sich, mit den Bürgern zusammenzutreffen; denn da hätten sie unter Umständen ein paar tüchtige Ohrfeigen bekommen, und das paßte sich doch nicht, wenn man kurz vorher noch mit 5 Zehnpfennigstücken in der Tasche klimpern konnte. Der alte Bieser verabschiedete sich von den angehenden Stadtgrößen stets sehr höflich, fügte aber jedesmal bei: „Ade, ihr Herren! Hent er au älles zahlt, ihr Burscht?“ Doch die jungen Herren nahmen es Bieser nicht in übel.

Der Nachfolger Biesers war der „Schatten-Abele“. Er ist noch heute in vieler Munde. Abele — Thomas war sein Vorname — war ein alter Feldwebel. Dies konnte er nie verleugnen. Militärisch war er in seinem Auftreten, militärisch genau in der Bedienung seiner Gäste. Trotz alledem konnte er nicht verhüten, daß er hin und wieder von seinen ehemaligen Soldaten um ein Glas Bier geprellt wurde. Das war allerdings eine unangebrachte Rache für so manchen Schweißtropfen, welcher der Strenge des ehemaligen Feldwebels zugeschrieben wurde. So kam es, daß der Schatten-Abele sehr mißtrauisch wurde. Sein Mißtrauen verschaffte ihm auch den Uebernamen der „ungläubige Thomas“. Und das ging so zu:

Einmal kam ein ganz einfacher Arbeiter und bezahlte mit einem Zwanzigmarkstück. Abele in seinem Mißtrauen glaubte nun nicht, daß dieses Goldstück auf rechtmäßige Weise erworben worden sei. Und da nun Feldwebel, Landjäger und Schutzleute sich innerlich verwandt fühlen als Träger der Staatsgewalt, so glaubte der mißtrauische Schattenwirt, hier der Gerechtigkeit unter die Arme greifen zu müssen. Schleunigst eilte er zur Polizeiwache und meldete den Fall. Der Arbeiter wurde sofort vernommen. Er beteuerte, das Geld auf rechtmäßige Weise erworben zu haben. Abele aber erklärte, niemals den Worten des Arbeiters glauben zu können. Trotzdem konnte die ehrliche Herkunft des Geldes einwandfrei nachgewiesen werden. Abele aber hieß seitdem der „ungläubige Thomas“.

Aber auch für diesen ungläubigen Thomas schlug die Stunde der Bekehrung. Seine Frau, die er scharf in militärische Zucht genommen hatte, starb nämlich. Da wurde die harte Feldwebelsseele für einige Zeit weich. Und so erschien in der „Rems-Zeitung" folgender Nachruf:

„Für die vielen Beweise inniger Teilnahme, die ich während der Krankheit und bei dem Hinscheiden meiner lieben, unvergeßlichen Frau erfahren durfte, sage ich allen meinen herzlichsten Dank. Ich selbst will zu Gott beten, daß er jeden vor einem solchen Unglück bewahrt."

Da auf solche religiöse Worte an den Glauben des Thomas nicht mehr gezweifelt werden konnte, war er nun der „gläubige Thomas". — Sein hitziges Feldwebeltemperament spielte ihm einmal einen recht unangenehmen Streich. Die Ortsvorsteherstelle war ausgeschrieben. Die Gemeinde war damals nicht in den besten Verhältnissen. Abele, der das wohl wußte, fühlte sich berufen, in die Gemeinde wieder Ordnung zu bringen. Er bewarb sich also um die Stelle. Bei der Vorstellung in Herlikofen sprach er unter anderem: „Ich weiß, daß ihr eine ganz heruntergekommene Gemeinde seid. Wenn ihr aber mich wählt, so werde ich dafür sorgen, daß die verlotterte Gemeinde wieder in die Höhe kommt." Da nun niemand gerne hört, daß er verlottert und heruntergekommen sei, so war der große Durchfall Abeles selbstverständlich.

Abele war es auch, der den „Schatten" in das Marktgäßchen verlegte, wo er heute noch ist. In dem Gebäude der heutigen Schattenwirtschaft wohnte damals der Weber Rettenmayr, ein Vorfahre der Gebrüder Rettenmayr, Modehaus am Marktplatz.

b) Vom Kübele

Heute ist das Kübele sicherlich eine der besten Wirtschaften in Gmünd. Der jetzige Besitzer hat es verstanden, einen großen Teil der Gmünder Bürger an sich zu ziehen. Sehr gerne weilen auch die Fremden in den schön hergerichteten Räumen, weil sie wissen, hier waschechte Naze zu finden.

Früher, vor langen Jahren, scheint der Ruf des Kübele nicht so gut gewesen zu sein wie heute. Davon zeugt folgender alte Vers:

„Im Kübele, im Kübele,
da kairet d' Lumpa ei.
Se saufet Bier und Branntawei
und schiebat d' Gläser ei."

c) Vom Stern

Im Stern war gewöhnlich am Samstag Gesellschaftsabend. Die Gmünder saßen vorn an den Tischen bei ihrem Wallach. Bei der Schenke aber hatte sich gewöhnlich eine Runde von Maurern aus Herlikofen zusammengefunden. Das Landvolk lebt etwas lauter als die Leute in der Stadt. So war es nicht selten, daß die Maurer bei später Stunde zu erregten Auseinandersetzungen kamen und gar noch sich prügelten. Jeder Gast weiß, wie kitzlich es ist, zwischen Streithämmeln in der Wirtschaft Frieden stiften zu wollen. Doch die Sternwirtin war stets der Lage gewachsen. Packten sich die Maurer, so holte sie den Kehrwisch und bearbeitete mit dem Holzteil so energisch die Köpfe der Streitenden, daß bald Friede eintrat. Und wenn sie dann mit lauter Stimme die Maurer anbrüllte: „Ihr Stera-Sikermecht, wöllat er bald nasitza!" so folgten die Maurer alsbald ohne Widerrede. Ja, sie saßen noch eine Zeitlang gemütlich beisammen und ließen die Predigt der Sternwirtin über sich er-

gegründet, die nicht nur jedjährlich ihren vielbesuchten und besonders fein ausgestalteten Ball und „Kappenabend“ abhielt, sondern auch von Zeit zu Zeit unter Beteiligung noch weiterer Gmünder Gesellschaften großartige, mit allem Pomp ausgestattete Umzüge veranstaltete, so beispielsweise „Einzug Kaiser Karls 5.; die Begrüßung des Prinzen Karneval; Einzug des Schahs von Persien u. a. m.“ Seit diesem letzten vortrefflich gelungenen Umzug sind rund 39 Jahre verflossen; alle Wünsche, wieder einmal eine solche Festlichkeit in Gang zu bringen, sind seitdem unseres Wissens nicht verwirklicht worden. Die Zeiten und Vereinsverhältnisse sind andere geworden. Die einzelnen Vereine genügten ihren Mitgliedern durch eigene Fastnachtsveranstaltungen und konnten und wollten der Narrhalla keine Vorspanndienste mehr leisten. Und so kam es, daß diese Gesellschaft, je länger desto mehr, an Schwächezuständen hinsiechte und im Jahr 1909 ihre Auflösung bekannt gab, von jedem Freund edlerer Fastnachtslustbarkeiten aufrichtig bedauert. Der „Leichenschmaus“ in Gestalt eines letzten Maskenballs fand am Donnerstag 11. Febr. 1909 statt. Mit dem Untergang der Narrhalla ist eine geschätzte und geachtete Gesellschaft und mit ihr ein gutes Stück Alt-Gmünd begraben worden (siehe auch die in der Rems-Ztg. vom 31. Januar erschienenen Bilder des Umzugs im Jahr 1896).

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Von Albert Deibele, Rottweil (Fortsetzung)

Die Gmünder und die Wirtschaften

d) Von der Blauen Ente

Bihlmaier, der Blauentenwirt, war einer der edelsten Bürger von Gmünd. Er selbst hatte keine Kinder, und doch aßen an seinem Tisch mehr von den kleinen Leuten als in mancher kinderreichen Familie. Wenn in seiner Verwandtschaft jemanden ein Unglück zugestoßen war, so wandte man sich eben an den Vetter Bihlmaier, und der nahm wieder ein Kind auf. So fand sich schließlich ein Dutzend von Kindern bei ihm zusammen, für die alle er väterlich sorgte. Von seiner Liebe zu den Kindern zeugt folgender Fall:

Bei einer Stadtratssitzung verlangte einer der Räte, daß die Feldpolizei vermehrt werden solle, weil die Kinder in seine Wiesen auf dem Schwörzer hineinsprängen. Bihlmaier, der ebenfalls Stadtrat war, erwiderte kurz: „Dia Kender ganget eba in d' Gugaucha. Wenn dia amol Schnupfdabak hent, no bleibat se von selber aus de Wiesa haußa. Lent dena Kender dia Freud! Ihr hents früher au so gmacht!“ Darauf wurde die Verstärkung der Feldpolizei abgelehnt.

Daß Bihlmaier ein grundguter Mann war, zeigte sich nach seinem Tod. Es war seiner Frau wohl bekannt, daß er vielen Menschen mit Geld aus der Not geholfen hatte; aber nirgends waren weder Schuldscheine noch Aufschriebe zu finden. Hatte er jemand Geld gegeben, so sagte er nur: „Ha, wenns amol wieder hoscht, no brengsch mers halt!“ Zur Ehre der Schuldner sei gesagt, daß sie nach dem Tod Bihlmaiers das geliehene Geld getreulich mit Zins und Zinseszinsen zurückbezahlten. Das waren noch Geschäfte auf Treu und Glauben!

e) Vom Schwarzen Ochsen

Wie fast alle Wirtinnen war die Schwarz-Ochsen-Wirtin ein wenig wunderfitzig. Sie behauptete zwar, sie sei noch nie in ihrem Leben neugierig gewesen; aber wissen wollte sie alles. Besonders dankbar war sie für einen guten Witz. Saß da einmal der Millionen-Hauber bei ihr am Stammtisch. Nun war aber der Millionen-Hauber als Spaßmacher in der ganzen Stadt bekannt. Heute aber war er zum Spaßmachen nicht aufgelegt, weil ihm etwas über die Leber gekrochen war. Die Wirtin aber wollte durchaus, daß er mit einem lustigen Stücklein aufwarte. Da sie nun gar nicht aufhörte mit Drängen, so sagte Hauber endlich: „Wissen Sie den Unterschied zwischen dem Hahnen und dem Schwarzen Ochsen?" Als die Wirtin dies verneinte, sagte der Spaßmacher: „Der Hahna ist a Federvieh und — der Schwarze Ochs ist a Rindvieh!"

f) Vom Hahnen

Da wir nun schon den Hahnen genannt haben, sei auch ein Stücklein vom alten Hahnenwirt erzählt. Der alte Hahnenwirt Pfisterer war ein überaus starker Mann. Wer es mit ihm verdarb und seine Fäuste zu spüren bekam, der durfte froh sein, wenn er alle seine Knochen wieder heil zusammenfand. Im übrigen war er ein herzensguter, braver Mensch. Pfisterer betrieb neben seiner Brauerei und Wirtschaft noch Hopfenbau. Da stellte sich einst ein Käufer ein, ein kleiner, schmächtiger Jude. Der handelte ihm den Zentner Hopfen um 200 Gulden ab. Das war allerdings viel Geld, aber die Hopfen waren im selben Jahr sehr rar; und die Ware des Hahnenwirts war außergewöhnlich schön. Der Jude versprach, den Hopfen nach einiger Zeit abzuholen. In der Zwischenzeit aber waren die Hopfenpreise sehr gefallen. Der Händler weigerte sich nun, den ausgemachten Preis zu bezahlen. Pfisterer aber bestand auf der Abnahme zu dem festgesetzten Preis. „Niemals," erklärte der Händler, „werde ich Ihnen für den Zentner 200 Gulden bezahlen!" Ebenso bestimmt aber versicherte Pfisterer: „Und Sie werden mir in ganz kurzer Zeit den Preis bezahlen, ja noch mehr, wenn ich will!" Der Käufer schüttelte ungläubig den Kopf, erklärte sich aber bereit, den Hopfen nochmals anzusehen. Die Männer gingen zusammen auf den Bühnenraum. Der Jude hatte an der Güte des Hopfens nichts auszusetzen, weigerte sich aber immer noch, den festgesetzten Preis zu bezahlen. Da packte Pfisterer das schmächtige Männchen am Rockkragen und hielt es zum Dachladen hinaus. „Wollen Sie nun bezahlen?" schrie er den Juden an, „wenn nicht, so lasse ich Sie auf die Straße hinunterfallen." „Ich bezahle, ich bezahle!" rief der Jude in Todesangst. Daraufhin wurde der Handel rasch und zur Zufriedenheit des Hahnenwirts abgeschlossen.

g) Der Blassa

Er amtete im Rößles-Garten und war einem derben Spaß nicht abgeneigt. Wegen seiner ungeheuren Leibesfülle mußte er oft eine Fopperei hinnehmen. An einem Montag mittag gingen einige Bummler in den Rößles-Garten. Als nun die Zeit herankam, daß der Magen seine Rechte geltend machte, fragten sie den Wirt, was man vespern könne? Der Wirt zählte eine lange Leiter herunter. Natürlich mußte er die Sachen alle holen lassen. Nun

hatten sich die Gäste vorher geeinigt, daß ein jeder etwas anderes bestelle, um so den Wirt zu ärgern. Geduldig nahm der Wirt die vielerei Wünsche hin und entfernte sich. Die Sache ließ lange auf sich warten. Voll Ungeduld riefen sie in die Schenke: Was ischts denn mit dem Vesper? Der Wirt rief: 's kommt glei! Nach einer langen bangen Zeit erschien der Blassa mit einer ungeheuer großen Schüssel und stellte sie auch auf den Tisch: Do suachets raus! Wenn er no a Stiefelwichse und Hooröl wöllet, kennet ihr des au no han! Da lagen nun in der Schlüssel: Wurst, Ochsenmaulsalat, Hering, Käse, Sulzen usw. friedlich beisammen. Der Wirt hatte durch diesen Streich die Lacher auf seiner Seite.

h) Vom Torbäck

(Wahrheitsgetreue Schilderung)

In dieser Wirtschaft verkehrten oft so rechte alte Gmünder Stammgäste. Unter ihnen befand sich auch der Wirt zum Einhorn, der früher die Torbäckerei als Eigentum hatte. Bei dieser Gesellschaft trachtete immer der eine, dem andern etwas anzubinden. Wenn dann so ein Streich gelang, gab es deshalb keine Feindschaft. So saßen sie gar oft beisammen und trachteten danach, dem Nächsten einen Schabernack zu spielen. Der alte Torbäck Müller war bekannt unter dem Namen: Torschnackel. In seinem Witwenalter faßte er noch eine Neigung zu einer Haushälterin. Das war natürlich Wasser auf die Mühle seiner Freunde. Der Steg, auf dem der Schnackel manchmal wandelte, wurde benannt: der Schnackelsteg. Nun verfaßten die losen Schlingel ein Gedicht über diese heimliche Liebe und sandten dem verliebten Alten dieses Gedicht zu. Seine Angehörigen ließen dem Mann nun keine Ruhe; er müsse die Sache gerichtlich verfolgen, meinten sie. Zum Schluß blieb trotz aller Nachforschungen die Sache an dem Verbreiter, Abeles-Tone, hängen und dieser wurde nun verklagt. Bei der Verhandlung sagte der Richter: Herr Müller! Das Gedicht kann Sie nicht angehen, denn Ihr Name kommt darin nicht vor. Es ist nur immer die Rede von einem Schnackel. Da erwiderte Müller: Es geit in Gmünd bloß oin Torschnackel und dös bin i! Zu dem Angeklagten gewendet, sagte er: Und du muascht gschtroft werra! Nun, der Toni wurde als Verbreiter gestraft. Die Kosten aber bezahlte der Torschnackel und gemeinsam gingen dann Kläger und Beklagter in die Torbäckerei und tranken brüderlich auf dies frohe Ereignis noch manchen Schoppen.

i) Vom Walfischwirt

Der Walfischwirt war auf sein Bier besonders stolz. Er behauptete und soll sogar geglaubt haben, daß in ganz Deutschland kein besserer Tropfen gebraut werde. Einmal war ihm der Sud ganz besonders gut geraten. Voll Stolz füllte er sich den größten Humpen mit dem schäumenden Naß, trat auf die Straße hinaus, erhob das Glas andächtig gegen den Himmel und rief mit verklärtem Blick: „O Gottele! Guck no amol do na, was des für a guts Bierle ist! Komm doch ra und versuchs au amol!" — Na, unser Herrgott, der doch allerlei Käuze als Kostgänger hat, wird ihm diese Worte nicht als Lästerung angerechnet haben, sondern wird seine Freude gehabt haben an dem närrischen Kauz.

k) Beim Schwanenwirt (Neuwirt)

Im Schwanen war am Freitag Gesellschaftsabend. An jedem Tisch wurde Wallach gespielt. War die Wirtin gut aufgelegt, so brachte sie als Dreingabe das Eichmaß, vollgefüllt mit Bier. Dieses Eichmaß war eine große Zinnkanne aus uralter Zeit. Dann wachte der alte Rodis Michel auf und erzählte seine Schwänke, daß die Stube von Lachsalven dröhnte. Unter den regelmäßigen Gästen war stets der alte Heß, die unvermeidliche Pfeife im Mund, und sein Nachbar Beck, das Brunnenkind. Die beiden saßen stillvergnügt beisammen in einer Ecke. War die Fröhlichkeit auf dem Gipfel angelangt, so konnte wohl der alte Heß seinen Nachbar mit dem Ellbogen stoßen und ihn fragen: „Hm?" Dieser nickte beifällig mit dem Kopf und erwiderte ganz ernsthaft: „Hm!" Dann tranken die beiden noch einen Schoppen und freuten sich, daß sie sich gegenseitig so gut unterhalten hatten. (Fortsetzung folgt)

Interessante Briefe aus dem östreichischen Erbfolgekrieg

Im Besitz und eingesandt von Anton Bäuerle, Mesner, Josefskirchle

Aus der Zeit des östreichischen Erbfolgekriegs vor nahezu 200 Jahren (1741 bis 1748) stammt vorliegender Brief, den Kreis-Kommissarius Köblein an den herzoglich württembergischen Vogt Griesinger in Heubach richtete, mit der Bitte, ihn wegen schwerer Krankheit seines Amts als Aufsicht und Berichterstatter über die Durchmärsche fremder Truppen durch den schwäbischen Kreis zu entheben.

Auch die Reichsstadt Gmünd und ihr Gebiet hatten unter diesen unerwünschten Durchmärschen zu leiden.

Wie sich aus dem Brief ergibt, war dieses Amt auch nicht immer angenehm, allein Würde bringt auch Bürde, wir hoffen, daß sein Wunsch erfüllt wurde.

Adresse ist in französischer Sprache geschrieben und lautet auf deutsch: An Herrn Obervogt Griesinger in Heubach. Marsch betr.

Die Begleitschrift lautet: Bei einfallender Nacht bitte diesen Expr. mit Bott von Ort zu Ort zu besorgen, damit selbiger zu rechter Zeit, weil sehr viel daran gelegen, in Heubach eintreffen kann.

Die Anrede lautet: Hochedelgeborener, Insonders Hochgeehrtester Herr, Hochwehrtester Gönner!

Allem Vermuthen nach wird es einiß Vorstand sorgen. Chur Bayrische in Holländischen Sold getretene Infanterie Regimenter Hildburghausen und Freyssing Foyn, dann diese 2 Regimenter habe ich als Schwäb. Creis Commissarius, sogleich wie auch schon vor 3 Wochen das Leib-Regiment geführt, ich bin aber unter Tegras bei den letzteren krank worden und habe den Fürstl. Oettingschen Rath und Amtspfleger Elanner von Schilberg substiteur müssen, welcher selber statt meiner bis nach Peghoffen im Hällischen führen solle, woselbst oder in selbiger Gegend sie auch gestern eingetroffen seyn werden, von dorten aus, so auch meinem Erkunden nach, wird selber den March durch den Odenwald, Waldthurn nacher Frankfurth nehmen, den Hochlöbl. Schwäb. Creys nicht mehr werden berühren können. Allsogleich aber bey

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Besonders nach den Aufzeichnungen von Wilhelm Widmann (Boale)

Von Studienrat Deibele, Rottweil

Gmünder Zeichenlehrer (Fortsetzung)

1. Egidius Seybold

Noch manchem alten Gmünder wird der Zeichenlehrer Seybold bekannt sein. Er wohnte in der Rinderbachergasse, gegenüber der Ilge. Schon beim Betreten der Wohnung spürte man Künstlerluft. Die Wände — Tapeten waren damals noch nicht üblich — waren fein blau, rot und grün getönt, ganz der Zimmereinrichtung entsprechend. Viele Oelgemälde, von eigener Hand verfertigt, zierten die gemütlichen Wohnräume. Malen war ja die Lieblingsbeschäftigung Seybolds, und in mancher Gmünder Familie dürfte sich noch ein Gemälde aus seiner Hand erhalten haben.

Bei den Schülern war Seybold sehr beliebt. Sein kernhaftes Gmünder Deutsch hat ihm stets rasch die Herzen der Kinder erobert. Derb, ehrlich, gradaus und herzlich ist eine Sprache, die immer tiefer in das Innere des Kindes dringt als geschraubtes Hochdeutsch, und ein grober Verweis auf gut Schwäbisch wird eher eingesteckt als ein minder heftiger in schönem Hochdeutsch; denn aus den Heimatlauten hört das Kind die Sprache des Vaters und der Mutter. Trotz aller Mühe, die sich Seybold gab, entstand beim Zeichnen der Kinder manche Mißgeburt. Da wandte sich nun Seybold in seinem breitesten Gmünder Deutsch an den kleinen Sünder und warf ihm die Worte entgegen: „Du Schofskopf! Wurr a Beck! No kascht deine vergrotene Hansala (ein Gebäck ähnlich den Wecken) selber fressa!“ Die Schüler aber nahmen dem Meister diesen Ausbruch seines Aergers nie übel.

Das Gegenteil von Seybold war dessen Frau, eine geborene Neher. Dieses feingebildete, zierliche Weibchen redete nur im schönsten Hochdeutsch. Es war daher überaus ulkig, der Unterhaltung der beiden Eheleute zu lauschen. Eines Tages ging die Familie am Kaffeeberg spazieren. Ihr Sohn, der kleine Albert, hatte ganz die Natur der Mutter. Voll Freude pflückte das Kind einen Blumenstrauß, brachte ihn strahlend vor Glück daher und rief: „Sieh Vater, welche schöne Blumen ich gepflückt habe!“ Der Vater aber brummte verdrießlich: „Waas, pflückt? — Ropfa sait ma! Ropfa! Ropfa!“ Ein andermal wanderte die Familie die Herlikofer Straße empor. Entzückt betrachtete die Frau die schöne Aussicht auf die Stadt und die nahen Albberge. Voll Freude rief sie: „Ach sieh doch, lieber Mann, welche Augenweide!“ Seybold aber erwiderte brummig: „O Weib, was schwätzscht denn do wieder! Sag doch: do sieht ma weit rom!“

In der Gesellschaft war Seybold ein guter Unterhalter. Auf drollige Weise vermochte er seinem Unmut Ausdruck zu geben. Einmal erzählte er: De ganz Welt ischt a Lompakrom! Komm i do amole nauf noch Ola (Aalen). Wean driff i do? — da Herr von Crailsheim. (Ein Minister.) Sait der zu mir: „Ja, grüß di Gott, Gide! Was witt denn du en Ola?“ — „I? A Zeichenstell möcht i hau.“ — Drauf sait der von Crailsheim: „Ja, hoscht en Vetter“? — I sag: „Noi.“ — No sait der Minister: „No gang no glei wieder hoem!“ — Und so han is gmacht.

2. Fridolin Pfletschinger

Noch nicht gar so lange ist es her, seit die Erde diesen lieben Menschen deckt. Noch gerne erinnere ich mich des juckenden und spuckenden „Pflatsche", wie er allgemein genannt wurde. Noch sehe ich seine hohe Gestalt durch den Zeichensaal (in der heutigen Gewerbeschule) schreiten. Hinten stand das Pult und auf ihm die drei großen Farbtöpfe mit grüner, roter und blauer Farbe, alles schon fix und fertig angemacht. Ja, die damalige Zeit war noch anspruchslos! Und ich sehe noch die Schulkameraden um mich sitzen, wie sie sich voll Stolz am „36 Quadrat" versuchten oder am Kreis oder am Schluß gar noch an der Spirale. Im Geist erscheinen mir noch die durchradierten Zeichenblätter, die auf dem großen Reißbrett mit 4 Stiften befestigt waren, u. ich höre noch, wie der Zeichenlehrer gemessenen Schrittes auf mich zukommt, mich an den Schläfenhaaren zieht und mit hoher Stimme ruft: „Wart, du Bürschle! Was hoscht do wieder gmacht? Durch dein Zeichaboga ka ma jo durchgucka wie durch a Fenschterscheib!" Und schon ist die Zeichnung zerrissen. Meinem Nachbar geht es nicht viel besser: „Du Sempel, was ischt denn des für a Sauschwanz? Nemm dein Radiergommi und putz aus!" Und schon ist die ganze Zeichnung mit einem kleinen Speichelregen überdeckt. Aber gerne gehabt haben wir unseren „Pflatsche". Wir haben gespürt, daß er trotz der derben Worte uns Buben gerne gehabt hat. Und wenn wieder einmal einer einen recht dummen Streich gemacht hatte, so schüttelte ihn wohl der Oberlehrer nach Gebühr; aber um seine Mundwinkel zuckte ein verräterisches Lächeln, ein Beweis, daß er die Sache nicht allzu schlimm nahm.

Pfletschinger wohnte bis zu seinem Tod in dem Haus hinter Korbmacher Södelmaier. Das hübsche Gärtchen hatte ein paar prächtige Äpfel- und Birnbäume, was uns Buben wohl bekannt war. Wir freuten uns deshalb, wenn wir zur Obstreife mit einem Auftrag zur Frau Oberlehrer geschickt wurden; denn dann bekamen wir das Fallobst. Wenn solches gerade nicht unten war, wußten wir schon dafür zu sorgen, daß in Bälde solches vorhanden war. Die auch im Alter noch sehr stattliche Frau hat uns dieses aber nie übel genommen.

Pfletschinger war hier zuerst als Unterlehrer an der kath. Volksschule angestellt. Dann wurde ihm die Turnlehrerstelle übertragen und nach dem Tod Seybolds der Zeichenunterricht in den unteren Klassen. Als Pfletschinger noch Turnlehrer war, besuchte er mit Seminaroberlehrer Mayer — dem kleinen Mayerle — eine Ausstellung in München. Beide Herren fuhren in einem offenen Wagen durch die Stadt, Pfletschinger mit dem unvermeidlichen Künstlerhut. Da nahm ein Windstoß den großen Schlapphut fort. Kurz gefaßt, machte Pfletschinger zum Entsetzen des kleinen Mayerle einen Saltomortale rückwärts über den Wagen hinaus und holte sich den Ausreißer.

Eine Zeitlang war Pfletschinger Dirigent des Singvereins. Einmal wollte er ein ziemlich schweres Stück aufführen. Eine Stelle ging über die Kräfte des Vereins, und es war mit Sicherheit zu erwarten, daß auch bei der Aufführung diese Stelle nicht klappen würde. Da wandte sich Pfletschinger an das Orchester und rief: Forte diese Stelle! richtig forte! daß man das Singen nicht hört. Dia Sempel do unta — damit zeigte er bezeichnend nach rückwärts — verstandet jo doch nix! — Und so wurde die schwierige Stelle glücklich umschifft.

Im Jahr 1881 besuchte Pfletschinger mit Zeichenlehrer Biermann die Landesgewerbeausstellung in Stuttgart. Abends saßen sie gemütlich im Hotel Royal beisammen. Da gesellte sich ein fremder Herr zu ihnen an den Tisch. Als die Unterhaltung stockte, machte der Fremde den Vorschlag: „Wollen wir nicht ein Spielchen miteinander machen? Es ist so langweilig." Pfletschinger zuckte nur leise mit der Achsel, wie es seine Gewohnheit war, blinzelte den Fremden mit dem linken Auge vertraulich an und sagte: „Noe Herr, wissat se, mir send nämlich selber Baurafänger!"

Einmal aber geschah ein kleines Wunder. Da sah man Pfletschinger ohne seinen großen Schlapphut durch die Stadt wandern. Er behauptete, den Hut in München verloren zu haben. Und sonderbar! Am selben Tag hatte der große Astronom Kepler, der sich schon seit einigen Jahrzehnten am Haupteingang zum Gymnasium die Füße müde steht, einen großen Künstlerhut auf. Den Zusammenhang dieser beiden Tatsachen wußten nur ein paar Buben, und die sind heute gereifte Männer. Und da sie nichts verraten haben, schweige ich ebenfalls; denn „Schweigen ist Gold!"



(Bilderdienst der Rems-Zeitung)

Ein altes Bild der Josefskapelle, rechts das Mesnerhaus, das längst abgebrochen wurde.

des „Heiligen" auf dem Berg. So stellte im Jahr 1482 nach einer Urkunde im gräflichen Archiv Donzdorf Siegfried vom Holz „den Hailligenpflegern zu Unser Frauen uff dem Berg zu Rechberg" einen Schuldschein aus und übergab ein Gütlein zu Donzdorf als Unterpfand. Aus solchem und ähnlichem Geld- und Güterzuwachs ist sicherlich auf Zunahme der Wallfahrt auf dem Rechberg und des Opfersinns der Verehrer der Gottesmutter und ihres Bildes zu schließen. (Fortsetzung folgt)

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Besonders nach den Aufzeichnungen von Wilhelm Widmann (Boale)

Von Studienrat Deibele, Rottweil

(Fortsetzung)

Vom Brückles-Beck (Bäckermeister Maier)

Der Brückle war in den 90er Jahren jedem Gmünder Kind bekannt und bei allen Kleinen sehr beliebt. Die Alten aber schätzten ihn wegen seiner gesunden Späße. Seine Bäckerei hatte er in der Rechbergstraße. Er selbst stammte von Unterbettringen aus der Wirtschaft zum Ochsen. Da sich ganz in der Nähe eine Brücke über einem Bach befindet, bekam der Ochsenwirt den Hausnamen „der Brückle". Und diesen Hausnamen nahm der Sohn mit auf seine Bäckerei nach Gmünd und war und blieb so „der Brückle". Häufig stand der dicke Mann, der an Leibesfülle dem Wirt Blassa wenig nachgab, in seiner Bäckerkleidung vor seinem Laden und hielt einen kleinen Schwatz.

Winters, wenn die Schlittenbahn auf der „Heuge" gut fahrbar war, sammelte der Brückle die Kinder vom „Stadtgarten" um sich, und dann gings auf die Rodelbahn. Voraus fuhr der Brückle, der kugelrunde Mann, und hinterdrein kamen all die vielen Kinderschlitten. Brückle wußte es dann so einzurichten, daß sein Schlitten umkippte und er wie eine Riesenkugel ein Stück den Berg abwärtskollerte. Die Kinder fuhren natürlich ineinander hinein, und da gab es jetzt Purzelbäume und Rutschpartien, daß sich die Kinder vor Lachen kaum mehr zu halten wußten.

Auch sonst hatte er mit der Jugend seinen lieben Spaß. An einem Josefstag war es. Der wurde damals noch mehr gefeiert als heute. Da gab es Josefsküchlein, ein Gebäck, auf das Eigelb oder auch nur Safran gestrichen war. Heute ist dieses in Gmünd verschwunden. Zum Josefstag gehörte aber auch der Beißwenger mit seinem Karussell, die Kaffeemühle genannt. Sie stand auf dem damals noch freien Platz vor dem Haus des Brückle. Dieser schaute lange dem Treiben zu. Da gewahrte er eine ganze Schar Kinder, die sehnsüchtig zu den Pferden und Wagen des Karussells emporschauten, aber leider die 3 Pfennig zum Mitfahren nicht besaßen. Das tat dem guten Brückle weh und er gedachte den Kindern zu helfen. Eine kleine Pause entstand in dem Karussellbetrieb. Herr und Frau Beißwenger standen etwas verschnaufend neben ihrem „Drehum". Da trat der Brückle mit gewichtiger Miene zu ihnen und sagte: „Kommat amol gschwend en dera Paus zu mir rom und guckat meine Säu a und saget mer no, ob ihr scho so Prachtskerle gseha hent!" Die beiden begleiteten den Bäcker über die Straße. Dort sagte der Brückle

zu seiner Frau: „Du zeig amol dene beide unsere Säu! I will bloß gschwend a Schnupftuch hola." Ahnungslos verschwanden die beiden Karussellbesitzer hinter dem Haus. Der Brückle aber rannte, so gut ihm dies sein dicker Bauch erlaubte, zu den Kindern hinüber und rief: „So, Kender, jetzt kennet ihr fahra! Koschta duts nix. Musik kriaget er aber koana." Und nun stürzten sich die Kinder auf das Karussel und fuhren nach Herzenslust. Der Brückle aber ging dem Schweinestall zu und hielt das Ehepaar Beißwenger noch einige Zeit auf. Als die beiden aber endlich wieder zu ihrer Drehscheibe kamen, wer beschreibt ihr Erstaunen! Wie ein Bienenschwarm hingen die Kinder auf dem Karussell. Voll Zorn wollte sich Beißwenger auf die Kinder stürzen. Der Brückle aber hielt ihn am Aermel fest und sagte: „Do guck amol na, dia Stearaguguck! Aber so gohts, wenn ma mitta em Gschäft Säu agućkt." Und nun lachte er, daß ihm die Tränen über die Backen liefen. Beißwenger aber wußte nun, wer ihm die unlieben Gäste beschert hatte, und er tat, was das beste war: er machte gute Miene zum bösen Spiel.

Mit dem Rathaus wollte Brückle, wie so manche andere auch, nichts zu schaffen haben, und doch sollte er sich einmal auf wiederholte dringende Vorstellung hin auf dem Rathaus melden. Brückle aber ging nicht hin. Man drohte ihm mit zwangsweiser Vorführung. Er kam nicht. Da machte der Schultheiß Ernst und schickte zwei handfeste Schutzleute, um den widerspenstigen Bäcker vorzuführen. Diese, durch die vielen vergeblichen Gänge geärgert, gedachten es dem Brückle tüchtig zu besorgen. Doch dieser sah die beiden Wächter des Gesetzes auf sein Haus zukommen. Er rief schnell seiner Frau, sie möge die Schutzleute etwas aufhalten. Dann eilte er auf das Rathaus, entschuldigte sich, daß er leider nicht früher habe kommen können, und erledigte seine Geschäfte. Kurz darauf kamen die beiden Schutzleute ganz erregt auf das Rathaus und meldeten, daß es ihnen nicht gelungen sei, des Brückle habhaft zu werden. Sie baten um strenge Weisungen. Da mußten sie aber zu ihrem Erstaunen erfahren, daß alles schon geregelt sei.

Einmal leistete sich der Brückle einen Streich mit einer Rechberger Milchfrau. Diese schob ihren Milchkarren schnaufend die Rechbergstraße hinauf. Schon war sie beim Apostel angelangt, da rief ihr der Brückle zu: „Milchere! Milchere! Haltet amol!" Die Frau drehte sich um. „Hent er no a Milch?" fragte der Brückle. „Jo, a halbe Kanta voll. I komm glei!" Voll Freude kehrte die Milchfrau um; denn sie hoffte, den Rest der Milch beim Brückle anzubringen. Als sie bei diesem war, fragte er wieder: „Hent er aber au ganz gwiß no Milch?" „Jo, i hans uich doch gsait, no a halba Kanta voll." „Jo", sait der Brückle, „no verkaufets no, sonst wird se bis morga sauer." Damit trat er in sein Haus zurück und ließ die lästerlich schimpfende Milchfrau stehen.

An einer Fastnacht war es. Da hatte der Kreuzwirt eine italienische Nacht ausgeschrieben. Die Wirtschaft war so voll, daß niemand mehr aus- noch einkonnte, am wenigsten der Brückle. Und der stand mit seinen Schlappschuhen und seiner mehligen Schürze im Hausgang und hätte gar zu gern auch etwas gesehen. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Er kletterte am Schenkfenster empor, und von ein paar kräftigen Männern geschoben, wurde er glücklich durch das Fensterchen gepreßt. Dann aber fiel er wie ein geschlachtetes Schwein mit einem großen Plumps in die Schenke hinein. Einen Augenblick verstummte alles. Brückle aber richtete sich langsam empor und rief in die Stille hinein:

„Machet no weiter! I bens bloß, der Brückle!" Nun erhob sich ein Halloh und ein Jubel. Brückle hatte wieder einmal sein Bestes zu einer fröhlichen Stimmung beigetragen.

Am Arzt Dr. Walter aber hatte Brückle seinen Meister gefunden. Dieser ob seines gesunden Humors bekannte Mediziner wurde einmal zum Brückle gerufen. Dr. Walter fragte teilnehmend: „Jo, Brückle, wo fehlts denn?" Da klagte ihm dieser eine ganze Litanei vor, die immer auf dasselbe hinauslief: er habe so ein Völlegefühl, und auch die Verdauung sei nicht in Ordnung. Nun mußte er seine Lebensweise erzählen. Und da berichtete er vom Frühstück, vom Vesper, vom wiederholten Vesper, vom Mittagessen, vom nochmaligen Vesper usw. usw. Dr. Walter aber nickte immer mehr mit dem Kopf. Endlich, als Brückle mit seiner Aufzählung zu Ende war, sagte er ernst: „Noch dera Sach müssat mer gucke. Dent amol uire Hosa ra!" Zögernd gehorchte Brückle. Nun marschierte Dr. Walter langsam und bedächtig rings um den Brückle herum und sagte dann: „Dös ischt a schwierige Sach. I hau mers aber glei denkt. Bei dem viela Vespera muaß ma notwendig a zweite Oeffnung bohra. Dös ka oi Leibesöffnung, bei Gott, nett verschaffa!" (Der Doktor soll sich aber etwas weniger höflich ausgedrückt haben). Brummend zog sich Brückle wieder an. Dr. Walter aber verschrieb ihm lachend noch ein kleines Mittelchen.

Der Plan zur Einführung des Uhrengewerbes in Gmünd im Jahr 1831

Von † Regierungsrat a. D. Marquart in Ludwigsburg

Vor über 100 Jahren, 1831, kamen bei einer im Juni in Schwäb. Gmünd stattgehabten Versammlung die gesunkenen Gewerbeverhältnisse der Stadt zur Sprache, und es wurde dabei die Frage angeschnitten, ob es nicht zweckmäßiger wäre, den Gewerbefleiß der Goldschmiedemeister daselbst statt auf die Schmuckwaren und die Gegenstände der Kleingoldschmiedekunst, die einem steten Wechsel in der Geschmacksrichtung unterworfen seien, mehr und mehr auf die Verfertigung von Uhren hinzulenken. Bereits wurde darauf Bedacht genommen, einen tüchtigen Mann etwa nach Neuchâtel, wo die Uhrenerzeugung schon zu jener Zeit einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte, zu deren vollständiger Erlernung zu entsenden, und diesem Mann zu genanntem Zweck eine namhafte Reiseunterstützung zu verwilligen.

Um die Uhrenerzeugung in der Weise, wie sie zu Genf und Neuchâtel bereits damals betrieben wurde, und wonach die Bearbeitung der Uhrenbestandteile sich unter einer Menge verschiedener, in ihrem besonderen Fach höchst geübter Arbeiter verteilte, auch in Gmünd einzuführen, hat sich zunächst der Stadtrat nach vorgängiger Vernehmung von Männern von Sachkunde zu äußern. Grundsätzlich waren die Gmünder Stadtväter 1831 nicht gegen die Versuche der Einführung der Verfertigung von Uhren in großer Menge und auf Vorrat, doch hatten sie schwere Bedenken und führten aus, die Uhrenanfertigung in Genf und im Kanton Neuchâtel habe bereits einen Grad von Vollkommenheit erreicht, mit dem selbst die Franzosen den Wettbewerb nicht aufzunehmen vermögen, wenngleich große Städte in Frankreich, insbesondere Besançon bedeutende Opfer gebracht hätten und nun durch Zölle gegen den

Die Fischergasse aber hält durch ihren Namen und durch den in Stein eingehauenen Fisch mit den Jahreszahlen 1609 und 1749 immer die Erinnerung lebendig an ein hier untergegangenes Gewerbe, das an der Versorgung des Volkes mit Fischen als Nahrungsmittel große Verdienste erworben hat. Das Fischereigewerbe wurde noch besonders geehrt dadurch, daß der göttliche Heiland die meisten seiner Apostel aus dem Fischergewerbe genommen hat und noch besonders durch den reichen Fischfang segnete.

Gotteszell

In Nr. 1 der Heimatblätter von 1935 wurde darauf verwiesen, daß vor etwa 650 Jahren die Vorgängerin der heutigen Kirche in Gotteszell eingeweiht worden sei. Das Jahr der Einweihung ist nun in den Münsterakten genau ermittelt worden. Aus diesen ergibt sich, daß das Gotteshaus 1240 der in den Himmel aufgefahrenen Mutter Gottes geweiht wurde. Diese Jahreszahl verdient deshalb besondere Beachtung, weil sie übereinstimmt mit der Zeitangabe in der Oberamtsbeschreibung von 1870. Diese berichtet: „1240 in vigilia annunciationis stifteten zwei Witwen Schaupp von einer Geschlechterfamilie (Schopo) zu Gmünd dieses Kloster des Ordens vom hl. Dominikus cella Dei. 1246 bestätigt von Papst Innocenz IV. . . ." Auch die Grimmsche Chronik meldet, daß das Kloster 1240 von zwei Witwen, Schauppen genannt, gestiftet und Cella Dei genannt wurde. Nach Rektor Klaus wurde aber das Kloster schon vor 1227 gegründet. Das Werk „Das Königreich Württemberg vom Statist. Landesamt" ist vielleicht von der Angabe des Rektors Klaus beeinflußt, wenn es bezüglich der Gründungszeit berichtet: „Zwei Frauen aus der Gmünder Familie Schaupp (Schopo) stifteten hier vor 1246 ein Nonnenkloster." Der Widerspruch in den Zeitangaben kann vielleicht so erklärt werden, daß schon vor der 1240 erfolgten Klosterstiftung durch die beiden Witwen Schaupp eine kleine klösterliche Niederlassung bestanden haben wird. Zuerst war das Kloster ein Augustinerinnen-Konvent; 1246 schloß es sich dem Dominikaner-Orden an. St

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Unter Benützung der Aufzeichnungen von Wilhelm Widmann (Boale)

Albert Deibele, Rottweil

Von ein paar schrulligen Gesellen

1. Der Zinkenist Neher

Neher war ein drolliger Kauz. Er fühlte sich als großer Musiker vor dem Herrn, und bei dieser Sorte von Leuten — die Zunftgenossen mögen mir verzeihen — fehlt eben oft etwas an der Gehirnschraube. Neher spielte verschiedene Instrumente, unter anderen auch die Orgel. Und so wurde er Organist am Münster. Es ist das schon lange her. War er nun ganz besonders festlich gestimmt, so ließ er beim Nachspiel seine übervollen Gefühle in einem flotten

Walzer durch die Hallen des Münsters klingen. Daran hat damals niemand Aergernis genommen. Erzählt man sich doch aus einer anderen Gemeinde den Fall, daß ein musikliebender Pfarrer das Piston neben sich auf den Altar gelegt und während des Glorias kräftig mitgeblasen habe. Mag das nun eine Erfindung sein oder nicht, es kennzeichnet trotzdem den Geist und die Nachwehen der Zeit Josefs 2.

Spielte das Orchester im Münster, so wirkte Neher als 1. Violinist mit. Nun war er aber ein leidenschaftlicher Schnupfer. Wenn er durch die Violine am Gebrauch des Taschentuchs gehindert war, glänzte oft ein verdächtiges braunes Tröpflein an seiner Nasenspitze. Da er unmöglich die Violine aus der Hand legen konnte, schüttelte er mit einem eleganten Schwung das Tröpflein nach rückwärts. Entdeckte er auf seinem Notenblatt einen Fehler, so betupfte er mit der Nasenspitze die falsche Stelle, und sie war auf die einfachste Weise prächtig gezeichnet. Von allen Instrumenten war ihm die Violine das liebste. Stundenlang übte er unverdrossen. Waren die Freundinnen seiner Tochter da, so mußten sie unweigerlich zu den Tönen seiner Violine tanzen.

Von seinem König erhielt Neher einstens einen Orden. Diese Ehre brachte unseren guten Neher beinahe aus dem Häuschen. Um seinem überquellenden Herzen Luft zu machen, spielte er am offenen Fenster auf seiner Violine zu Ehren seines Königs, bis tief in die Nacht hinein. Die Polizei war aber der Ansicht, daß die Nachtruhe für die Bürger wichtiger sei als das Spiel eines freudetrunkenen Musikers. Und so schellte schließlich ziemlich ungehalten ein Schutzmann an der Glocke des Nachtruhestörers. Wütend schaute Neher zum Fenster hinaus, und nun entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Was wöllat Sia do unta?"

„Herr Neher, Sia sollat endlich amol ruhig sei. Dia Leut wöllat schlofa!"

„Wer secht dös?"

„Der Herr Stadtschultheiß."

„Wa, der Stadtschultes? I kenn bloß no mi und mein König."

Und darauf spielte der Musiker seelenruhig weiter.

(Fortsetzung folgt)

In den monatlich erscheinenden Gmünder Heimatblättern wird die Leserschaft mit der Geschichte und Kulturgeschichte des Heimatgebiets vertraut gemacht. Jede Nummer enthält wertvollste Originalbeiträge. — Es werden auch Sonderdrucke auf besserem Papier hergestellt. Diese können von der **Geschäftstelle der Rems-Zeitung** bezogen werden.

Wünsche und Beiträge für die Gmünder Heimatblätter sind zu richten an Prof. Dr. Dietzel, Engelgasse 11.

Verantwortlich für den Inhalt Heimat- und Verkehrsverein Gmünd — Rotationsdruck der Rems-Zeitung

Unserem Amtmann zue Lindach, Johann Friedrich Daubenhauer.

Von Gottes Gnaden, Friedrich Carl, Herzog zue Württemberg./.
Administrator und Obervormünder./.

Lieber getreuer; demnach Christian Öxlin Underthänigst gebetten, umb der Herrschaft beßeren nutzens: auch Bequemlichkeit seines Hauses willen, eine Währtschaft zue treiben, gnädigst zue Concedieren, und deinem dabei erstatteten Underthänigsten Bericht, Wollen Wier dem Petenten außhängung eines Schilts und Treibung offentlicher Währtschaft, gnädigst bewilligt haben. Ist hiemit unßer Befehl, du sollest jhme solches erörtern, jedoch daß er der Ordnung gemäß bezeugen: und dir jedesmahl gebührende Schuldigkeit richtig abstatten solle, also umb Bericht, unßer Will und Meinung./.

Stuttgardt den 24. May Anno 1683./.

Grf. von Reischach./.
Heinrich Abraham Faber./.

(Schluß folgt)

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Unter Benützung der Aufzeichnungen von Wilhelm Widmann (Boale)

Albert Deibele, Rottweil

Von ein paar schrulligen Gesellen

2. Der Goldschmied Kuttler

Kuttler arbeitete lange bei der Firma Böhm. Infolge eines Gebrechens war er gezwungen, recht langsam zu gehen. So humpelte er einmal gemächlich durch den Fabriksaal. Sein Arbeitgeber, der immer eilige Herr Böhm, kam hinter ihm drein, und da ihm die Sache doch allzu langsam ging, fing er an, mit den Füßen zu treten und rief endlich: „Vorwärts, Herr Kuttler! Vorwärts!" Doch dieser trat ganz gemütlich zur Seite und sagte mit einer entsprechenden Handbewegung: „No fürre, Herr Böhm, wenns pressiert! I han Zeit!"

Kuttler liebte es, seinen Zuhörern einen Bären aufzubinden. Da dies in drolligster Weise geschah, erntete er immer fröhlichen Beifall. Den meisten Stoff zu seinen Aufschneidereien lieferte ihm sein Sohn Hermann. Dieser hatte bei der Artillerie gedient und war als gewandter und starker Mensch bekannt. Doch was sein Vater über ihn erzählte, konnte wohl kaum ganz stimmen. So berichtete der alte Kuttler folgendes: Einst mußte die Batterie, bei der sein Hermann stand, über einen lehmigen Graben fahren. Da versank ein Geschütz bis an die Achsen in dem Schlamm. Die Pferde waren trotz Vorspanns nicht mehr imstande, das Geschütz herauszuziehen. Ratlos schaute der führende Offizier um sich. Da gewahrte er meinen Hermann. Nun erhellten sich sein Züge, und er rief: „Da ist ja unser Kuttler. Komm Hermann, hilf!" Mein Hermann ließ sich das nicht zweimal sagen. Er trat an das Geschütz heran, hob das Rohr heraus und trug es über den Graben. Als auf diese Weise das Geschütz erleichtert war, konnten es die Pferde endlich herausziehen.

Einstens saß mein Hermann, gemütlich vespernd, in der Kantine. Da ging plötzlich ein Laufen und Rennen an und ein Fragen: „Wo ist der Kuttler?" Mein Hermann stand ruhig auf und fragte: „Was ist denn los?" Da hieß es, ein Pferd, ein Schläger, habe sich losgemacht, und niemand traue sich an das Tier. Da sagte mein Hermann ruhig: „Wenn's nichts Schlimmeres ist, da ist gleich geholfen," und er ging in den Stall. Wie aber der Gaul meinen Hermann sah, zitterte er am ganzen Leib und ging ganz ruhig in seinen Stand. In Zukunft durfte man dem störrischen Pferde, wenn es wieder seine Mucken bekam, nur ins Ohr rufen: „ Der Kuttler kommt!" und sogleich war es das frömmste Tier.

Noch toller war der Bericht aus dem 70er Krieg. Da wußte der alte Kuttler folgendes zu erzählen: Es war vor Wörth. Gefechtsbereit stand die württembergische Division da. Die letzten Vorbereitungen wurden nochmals überprüft. Alles klappte, und doch ging die Division nicht zum Angriff über. Unschlüssig stand die Division noch da. Da ritt der Kronprinz herbei und rief: „Ist der Kanonier Hermann Kuttler da?" „Jawohl kgl. Hoheit!" meldete der General. „Nanu, dann kann die Schlacht beginnen," erwiderte der Kronprinz. Und sogleich stürzten die Regimenter vorwärts. Mit welchem Erfolg, das wißt ihr ja.

3. D'Scheaf

Noch steht vor meinen Augen der Hochzeitläder Albrecht, der stattliche Mann, wie er, geschniegelt und gebügelt, treppauf treppab eilt und seine Besorgungen ausrichtet. Bei den Gmündern hatte er den Uebernamen „D'Scheaf". Woher kam das? — Albrecht, der gewiß ein überaus höflicher Mann war, konnte es nicht leiden, wenn man sich bei Hochzeiten, Taufen oder Beerdigungen verspätete. Da geschah es ihm nicht selten, daß er abfahrtsbereit neben seiner Chaise stand, die Frauen aber noch einen Schwatz hielten, so daß man nicht abfahren konnte. Da wurde Albrecht höchst ungemütlich, und er rief verärgert: „Steigat ei, ihr Scheafa; sonst wird ohne euch abgfahra!" Diese Redensart brachte ihm den Uebernamen D'Scheaf.

Deutsches Volk!

von Eduard Paulus

„Deutsches Volk, die Eichenwälder sausen
schon dreitausend Jahre um dich her,
deine mächtig-breiten Ströme brausen
hochauf schäumend in das wilde Meer.
Weißt du noch, wie von der Klippe draußen
Kaiser Otto warf den heil'gen Speer?
Deutsches Volk, zu Gottes Sternen schaue,
schleif dein Schwert, und deine Flotten baue!

Wünsche und Beiträge für die Gmünder Heimatblätter sind zu richten an Prof. Dr. Dietzel, Engelgasse 11.

Verantwortlich für den Inhalt Heimat- und Verkehrsverein Gmünd — Rotationsdruck der Rems-Zeitung

keit fast immer an die leiblichen Erben, nur zog der Grundherr aus dem Todfall Nutzen in Form von bestimmten Abgaben. Die Erblichkeit des Guts konnte erkauft werden, sie beseitigte die Gefahr strengster Rechtsanwendung und die Abgaben des Todfalls. Die Erblichkeitserklärung von Nr. 10 z. B. hat 350 Gulden gekostet.

Der Herr von Rechberg ist aber nicht nur Grund= sondern auch Dorfherr von Bargau. Die Einwohner sind ihm gericht=, dienst= und steuerbar. Er ist Gerichts=, Bann= und Kirchenherr, somit im Besitz aller Obrigkeit und Gerechtigkeit. Die Hölzer Aspach, Rottloch, Gehöld, Zwerchenberg, Schwein (Gschwein?), Schinder, Scheuelberg, Aucht unter Scheuelberg und Rechenberger Buch gehörten zum Schloß.

1544 ging Bargau durch Kauf von Rechberg an Gmünd über.

Aus den Erinnerungen alter Gmünder

Unter Benützung der Aufzeichnungen von Widmann (Boale)

Deibele=Rottweil

Zwei Originale aus der Gmünder Frauenwelt

1. Kupferles Nanne

Eine überaus bekannte Frau war ehedem Anna Krauß, die vielgesuchte Friseusin. Kein Familienfest, sei es Taufe, Verlobung oder Hochzeit, konnte man sich denken, ohne daß Frau Krauß, die Kupferles Nanne, dazu ihre Kunst geliefert hätte. So lieb, gefällig, leutselig und geschickt die Nanne auch war, einen Fehler hatte sie, und der gab oft Veranlassung zu wahren Verzweiflungsstimmungen: sie ließ gerne auf sich warten. Wenn dann eine Hochzeit kam und der Zeiger der Uhr erbarmungslos weiter und weiter vorrückte und die Damenwelt immer noch mit ungeordneten Haaren herumlief und nirgends, nirgends die Kupferles Nanne zu sehen war, dann wurden wohl die Fensterflügel dutzendemal aufgerissen, und verängstigte Augen schauten so verlangend in die Ferne, als könnten sie die heiß begehrte Verschönerungskünstlerin herbeihexen. Wenn dann nach mancher vergeblichen Botschaft die Nanne endlich, endlich dahergeeilt kam dann konnte sie freilich oft trotz allen Fleißes, trotz aller Geschicklichkeit das Haar des anspruchsvollen Weibervolks nicht mehr zur rechten Zeit in Ordnung bringen. Dann knallte unten ungeduldig der Kutscher mit der Peitsche; der Mesner stand unwillig wartend unter der Kirchtüre, der Pfarrer, schon längst angezogen, harrte verstimmt in der Sakristei: dann gab es schließlich nur noch eine Entschuldigung: „Ha, d' Kupferles Nanne ischt so spät komma!" Das wurde schließlich zum geflügelten Wort in Gmünd. Und noch lange nachher, als die gute Nanne schon längst unter dem Boden ruhte, konnte man, wenn irgendwo eine Verspätung eintrat, hören: „Do ischt halt d' Kupferles Nanne wieder amol z' schpät komma!"

2. Trä trä!

„Trä trä, trä trä, trä trä," das riefen vor einem Menschenalter die Buben gar zu gerne in der Schmidgasse an dem Haus Lemberger empor. Und dieser Ruf hatte gewöhnlich eine ganz sonderbare Wirkung. Da öffnete sich oben ein Fenster, und unter dem Rahmen zeigte sich das zornige Gesicht der Frau Vogt.

Auf das hatten die Lausbuben natürlich schon längst gewartet. Nun erhob sich aufs neue ein durchdringendes: „Trä trä!" Und die zornige Frau schimpfte und wütete, und wenn das „Trä trä, trä trä" immer ohrbetäubender wurde, konnte es vorkommen, daß allerlei Geräte, die eigentlich ganz andere Bestimmungen hatten, auf die Straße heruntersausten. Da gab es zerbrochene Krüge, Tassen, Schüsseln, Nachtgeschirre; da wurde Wasser heruntergeschüttet und Schlimmeres, und wenn, durch den Lärm angezogen, schließlich ein Schutzmann an der Ecke bei Boser auftauchte, dann verschwand die ganze Gesellschaft ebenso schnell wieder, wie sie gekommen war. Noch lange aber hörte man das Gekreisch der erzürnten Frau.

Warum brachte aber der Ruf „Trä trä" die Frau Vogt so in Aufregung? — Niemand mag gerne an eine eigene Dummheit erinnert werden, und eine Dummheit hatte die Frau Vogt, als sie noch ein junges Mädchen war, gemacht. Damals kam noch die Artillerie regelmäßig zum Scharfschießen nach Gmünd. Einer der strammen Soldaten — es war vollends einer von der Musik — hatte der nachmaligen Frau Vogt das Herz verrenkt. Als nach Beendigung des Schießens die Truppe mit klingendem Spiel wieder heimwärts zog, begleitete auch unsere liebe Frau Vogt die Scheidenden ein Stück des Wegs, um von ihrem geliebten Trompeter wenigstens noch einen heißen Abschiedsblick zu erhaschen. Während des ganzen Marsches rannen ihr die Tränen wie zwei Bächlein von den Wangen; denn was gibt es Schwereres, als „wenn sich zwei Herzen scheiden, die sich dereinst geliebt!" Schließlich fragte einer der Umstehenden das schluchzende Mädchen: „Ja, Mädle, warum heulst denn so?" Da kam es ganz stoßweise aus dem gequälten Herzen: „Ist denn des nett arg, daß mei netter „Trä Trä" jetzt wieder fort muß!" Sie wußte nämlich den Namen ihres Herzallerliebsten nicht. Von da ab ist ihr der Name „Trä trä" geblieben. Je mehr sie sich bei seiner Anwendung aufregte, desto mehr mußte sie ihn hören. Es ist aber auch schrecklich, wenn mit Bäckerfäusten in die heiligsten Kammern des menschlichen Herzens eingegriffen wird!

Nachtrag

1. Zu der Abhandlung in der Julinummer der Heimatblätter: „Das Fischereigewerbe in Gmünd in alter Zeit", von Anton Bäuerle, Mesner, ist zu bemerken, daß das Zunftzeichen der Fischer noch erhalten und in der hiesigen Altertumssammlung zu sehen ist.

2. Zu Seite 126 (Augustnummer der Heimatblätter) ist nachzutragen, daß Erasmus von Laymingen am 16. Febr. 1598 gestorben ist. — Im übernächsten Absatz muß es statt 1689 — 1679 heißen.

Verantwortlich für den Inhalt Heimat- und Verkehrsverein Gmünd — Rotationsdruck der Rems-Zeitung